

Kardinal Pitra, O. S. B.

Eine biographische Skizze nach Dom Cabrol's *Histoire du Cardinal Pitra*
von P. Thomas Bühler, O. S. B.

(Fortsetzung zu Heft III./IV. 1907, S. 452—467.)

XII. Kapitel.

Der symbolische Fisch und der heilige Abercius.

Dom Pitra begnügte sich nicht mit der Theorie der Symbolik nach den Werken der Väter und mit der Entdeckung der allgemeinen symbolischen Gesetze, sondern er wollte auch eines der Symbole in seiner ganzen Geschichte verfolgen. Seine Wahl fiel auf den Ichthys, den himmlischen Fisch, dessen tiefen Sinn und große Bedeutung ihm schon durch die Inschrift von Autun klar geworden war. Durch dieses eine Beispiel wollte er zeigen, wie große Schätze die christliche Symbolik für jene in sich schließt, die in ihren Sinn einzudringen verstehen. Dasselbe hätte man nach seiner Ansicht an jedem Symbole des „Schlüssels des heiligen Melito“ zeigen können.

Bei der Geschichte des symbolischen Fisches steigt Dom Pitra in das höchste Altertum hinauf; er befragt die Denkmäler der Assyrer, Ägypter und Hindu, der Griechen und Römer, und von diesem Fischfange bringt er Fische der verschiedensten Natur herbei, himmlische, magische und teuflische Fische, Dämonen oder Halbgötter, ja er vergißt nicht einmal den gewöhnlichsten von allen, den *piscis aprilis*. Dom Guéranger neckte den eifrigen Forscher zuweilen und dieser selbst lachte oft über seine Ichthyologie oder Ichthyomachie; doch das hinderte ihn nicht stets nach neuen Fischen zu suchen. Dem Delphin gab er offenbar unter allen den Vorzug. „Keinem Tiere, weder unter den Fischen noch unter den Vögeln und Vierfüßlern ist eine ähnliche Ehre zu teil geworden. Für diese Allegoristen ist der Delphin ein Freund des Menschen, denn er rettet die Schiffbrüchigen auf seinem Rücken; ein Feind der gefährlichen Tiere, denn er jagt und tötet das Krokodil . . . Gerät er in das Netz, so gewährt er den kleinen Fischen in seinem Rachen eine Zuflucht, durchbricht die Maschen und läßt sobald er entronnen ist, diese Gefangenen wieder frei . . .“ Wie viele von diesen Eigenschaften lassen sich auf Christus anwenden? Wollten die Christen der ersten Jahrhunderte dieselben nicht auf Christus beziehen? Dom Pitra bejahte diese Fragen und suchte mit der gleichen Geduld und Ausdauer alles, was im christlichen Altertume eine Spur des Fisches aufwies. De Rossi, der beste Kenner der altchristlichen Denkmäler, ergänzte Dom Pitra's Studien durch eine Abhandlung über die christlichen Denkmäler mit dem

Zeichen des Fisches, welche im dritten Bande des *Spicilegium Solesmense* veröffentlicht wurde.

Die Studien über den geheimnisvollen Fisch führten Dom Pitra zu einer andern wichtigen Entdeckung auf dem Gebiete der christlichen Archäologie. Bei seinen Forschungen kamen ihm die griechischen Akten eines heiligen Abercius, welche von den Kritikern des 17. Jahrhunderts arg zerzaust worden waren, in die Hände. Die Legenden dieses Heiligen sind uns in den griechischen Menologien des 9. Jahrhunderts enthalten. Es war dies die Zeit der Metaphrasten, welche die geschichtlichen Tatsachen oft mit Phantasie und Beredsamkeit erweiterten und für wahrheitsgetreue Darstellung oft wenig oder keine Gewähr boten. Einige von diesen Heiligenleben sind eher geschichtliche Romane als Lebensbeschreibungen. Als Beispiel dieser Art führte Dom Pitra selbst die Geschichte der heiligen Balaam und Josaphat an; und in seinem *Spicilegium* gab er eine „Geschichte der Magier“ heraus, welche in die gleiche Kategorie gehört. Die Hauptschwierigkeit in Behandlung dieser heiklen Frage besteht darin, die richtige Mitte zu finden, um nicht Beschreibungen ohne Grund zu diesen zweifelhaften Schriften zu zählen, wie es mit den Akten des heiligen Abercius geschehen ist.

Wie die Akten dieses heiligen Bischofes melden, erging unter den römischen Kaisern Markus Aurelius und Lucius Verus der Befehl, im ganzen Reiche den Göttern zu opfern. In allen Provinzen drängte sich deshalb das Volk zu den Götzentempeln. Als dies Abercius, der Bischof von Hieropolis in Phrygien sah, beschloß er alles aufzuwenden um die Opfer zu verhindern. In einer Vision aufgefordert, begab er sich mitten in der Nacht in den Tempel des Apollo und zerschlug die Statue. Die Götzenpriester reizten deshalb das Volk zum Aufruhr und nur durch ein glänzendes Wunder des Bischofs wurde die Wut der Heiden aufgehalten. Die Nachricht von den Wundern und Bekehrungen gelangte bis nach Rom zu Markus Aurelius. Dieser ließ also den Bischof Abercius nach Rom kommen und Lucilla, die vom Teufel besessene Tochter des Kaisers, wurde ebenfalls geheilt. Abercius kehrte dann in den Orient zurück, predigte das Evangelium in Syrien und Mesopotamien und kam endlich wieder nach Hieropolis, wo er, wie die Akten berichten, für sich selbst folgende Grabschrift verfaßte:

„Dieses Denkmal habe ich selbst errichtet, als Bürger
Einer erhabenen Stadt, zum Rastort meiner Gebeine.
Ich bin Abercius, Schüler eines heiligen Hirten,
Welcher seine Schafe auf Bergen und Ebenen weidet.
Der so große Augen hat, daß er überall hinsieht.

Jener ist es, der mich die treuen Schriften gelehrt hat,
Der mich nach Rom gesandt hat, ein Königtum zu betrachten
Und die Fürstin zu sehen mit Goldsandalen und Stola.
Dort sah ich ein Volk mit schimmerndem Siegel versehen.
Syriens Ebene sah ich und jegliche Stadt, auch Nisibis
Jenseits des Euphrats; überall traf ich liebe Mitbrüder.
Gleich dem heiligen Paulus, war der Glaube mein Führer.
Überall gab man zur Nahrung mir einen Ichthys vom Eorne,
Einen großen, reinen Ichthys, das Werk der heiligen Jungfrau,
Die ihn den Freunden gab und ewig wird geben zur Nahrung;
Sie besitzt auch köstlichen Wein, den mit Brot sie uns spendet.
Diese Worte ließ ich selbst, ich Abercius schreiben,
Als ich in Wahrheit der Jahre zweiundsiebenzig zählte.
Jener, der diese Worte vernimmt, der bete für den Abercius!
Keine andere Leiche soll man darüber bestatten,
Ohne als Buße dem Römer zweimal tausend Goldmünzen,
Meiner erhabenen Stadt, Hieropolis tausend zu geben!

(Metrische Übersetzung von Max.)

Gegen die Akten des Abercius wetterten die Kritiker des 17. Jahrhunderts; Tillemont erklärt sie als falsch von A bis Z und gibt höchstens zu, daß im 2. oder 3. Jahrhundert ein Bischof Abercius sein konnte.

Am merkwürdigsten ist, daß sich die Kritik hauptsächlich gegen die Grabchrift richtet. Dom Ceillier sagte, dieselbe würde den Abercius in ein ungünstiges Licht stellen, auch wenn sie echt wäre; Baronius verwarf sie gleichfalls; Tillemont verwunderte sich, „daß ein heiliger Bischof im Alter von 72 Jahren und dem Tode nahe, den man uns als einen ganz apostolischen Mann schildert, befehlen könne auf sein Grab zu schreiben, er sei nach Rom geschickt worden, um Paläste und eine bis zu den Schuhen ganz mit Gold bedeckte Kaiserin, sowie ein mit herrlichen Ringen geschmücktes Volk zu sehen“. Er konnte nicht verstehen, weshalb er von Rom nach Syrien und Mesopotamien ging. Am meisten stieß er sich aber an der Mahnung, keinen andern darüber zu bestatten, ohne in den kaiserlichen Schatz 2000 und der Stadt Hieropolis 1000 Goldmünzen zu zahlen; das schicke sich nicht für einen heiligen Bischof.

Diese Einwendungen Tillemont's zeigen, wie sehr den sonst strengen und rechtlich gesinnten Kritikern das Verständnis für das christliche Altertum abging. Dom Pitra dagegen kannte das christliche Altertum und er war überzeugt, daß diese Grabchrift ein durchaus christliches und sehr altes Denkmal sei. Als gewandter Hellenist fand er in dem verstümmelten Texte

ein metrisches Maß, ergänzte und erklärte die Inschrift durch Vergleichung mit mehreren alten symbolischen Texten. Nach all dem sieht man, was aus den Einwürfen der Kritik wurde. Die höchste Majestät welche Abercius in Rom besuchte, die Fürstin im goldenen Kleide ist nichts anderes als die Kirche von Rom; der Hirte, dessen Auge überall hinsieht, ist Jesus Christus selbst, und wie einst Polykarp, so kam auch Abercius, um die Stadt zu sehen, die mehr als einst das heidnische Rom zum Mittelpunkt der Weltherrschaft bestimmt war. Dann ging Abercius nach Syrien und fand dort denselben Glauben, denselben Gottesdienst.

Die Vorschrift, in seinem Grabe keinen andern zu bestatten, setzt jetzt keinen mehr in Staunen, denn sie war bei den ersten Christen gebräuchlich und hängt mit dem Gedanken an die Auferstehung zusammen.

So hatte Dom Pitra eine neue Urkunde entdeckt oder besser gesagt, er hat derselben den Wert wiedergegeben und bewiesen, daß dieselbe unter den denkwürdigen Inschriften des christlichen Altertumes einen ehrenvollen Platz neben jener von Autun verdiene.

Die Schlußfolgerungen des gelehrten Benediktiners klangen sehr wahrscheinlich, aber die sichere Bestätigung fehlte noch. Die Grabschrift des Abercius war vorläufig doch nur eine fehlerhafte Abschrift, wie sie in der Legende vorlag und Dom Pitra drückte den sehnlichsten Wunsch aus, daß die Inschrift auf dem Steine selbst noch entdeckt werden möchte.

Zuerst entdeckte Ramsay in Phrygien eine ähnliche Inschrift; diese lautet nach Rossi:

(Ἐκ)λεκτῆς πόλεως ὁ πολίτης τοῦτ' ἐποίη(σα)
Ζῶν ἐν ἔχω φανερ(ῶς?) σώματος ἐνθα θέσιν.
Ὀνομα Ἀλέξανδρος Ἀντωνίου μαθητῆς ποιμένος ἀγνοῦ.
Ὁ μόντοι τύμβω τις ἐμῶ ἕτερόν τινα θήσει.
Εἶδ' οὖν, Ῥωμαίων τα(μ)εῖω θήσε(ι) δυσχεῖλια (χ)ρυσᾶ.
Καὶ (χ)ρηστῆ πατρίδ(ι) Ἱεροπόλει χεῖλια χρυσᾶ.
Ἐγράφη ἔτει τ' μηνί ε' ζόντος.
Εἰρήνη παράγουσιν καὶ μνησκομένοις περὶ ἡμῶν.

In metrischer Übersetzung:

„Dieses Denkmal habe ich selbst errichtet, als Bürger
Einer erhabenen Stadt, zum Rastort meiner Gebeine!
Alexander, Antonius' Sohn bin ich und auch der Schüler
Eines heiligen Hirten. Darüber sollst niemand bestatten
Ohne als Buße dem Römer zweimaltausend Goldmünzen,
Meiner teuren Vaterstadt Hieropolis, tausend zu geben.
Dies schrieb ich im sechsten Monat im Jahre 300.
Den Vorübergehenden Frieden, die meiner gedenken.“

Diese Grabschrift stammt aus dem Jahre 215 oder 216, welches der Zahl 300 nach phrygischer Zeitrechnung entspricht und die große Ähnlichkeit mit dem Epitaphium des Abercius läßt sich nicht leugnen. Doch Ramsay machte noch eine weit kostbarere Entdeckung; er fand nämlich sogar die Grabstelle mit der Inschrift des Abercius, welche nach den Ergänzungen de Rossi's also lautet:

Ἐκλεκτῆς πόλεως ὁ πολεῖτης τοῦτ' ἐποίησα
 ξῶν ἵν' ἔχω καιρῶ(?) σώματος ἔνθα θέσιν.
 οὖνομ' Ἀβέρκιος ὢν, ὁ μαθητῆς ποιμένος ἀγνοῦ,
 ὃς βόσκει προβάτων ἀγέλας ὄρεσιν πεδίοις τε
 ὀφθαλμοῦς ὃς ἔχει μεγάλους πάντη καθορῶντας.
 οὗτος γὰρ μ' ἐδίδαξε (ταξιώης?) γράμματα πιστά·
 εἰς Ῥώμην ὃς ἔπεμψεν ἐμὲν βασίλῃαν ἀθρήσαι
 καὶ βασίλισσαν ἰδεῖν χρυσόστολον χρυσοπέδιλον
 λαὸν δ' εἶδον ἐκεῖ λαμπρὰν σφραγεῖδαν ἔχοντα.
 καὶ Συρίης πέδον εἶδα καὶ ἄσπεα πάντα, Νίσιβιν,
 Εὐφράτην διαβάς· πάντη δ' ἔσχον συνομίλους·
 Παῦλον ἔχων ἔπο . . ., πίστις πάντη δὲ προήγε,
 καὶ παρέθηκε τροφήν πάντη ἰχθύων ἀπὸ πηγῆς
 πανμεγέθη, καθαρὸν, ὃν ἐδράξατο παρθένος ἀγνή,
 καὶ τοῦτον ἐπέδωκε φίλοις ἐσθῆναι διὰ παντός,
 σῖνον χρηστὸν ἔχουσα, κέρασμα διδοῦσα μετ' ἄρτου,
 ταῦτα παρεστῶς εἶπον Ἀβέρκιος ὡδε γραφήναι·
 ἐβδομήμιστον ἔτος καὶ δευτέρον ἴγρον ἀληθῶς.
 ταῦθ' ὁ νοῶν εὐξαιτο ὑπὲρ Ἀβερκίου πᾶς ὁσυνῶδός·
 οὐ μέντοι τύμβῳ τις ἔμφ' ἕτερόν τινα θήσει·
 εἰ δ' οὖν, Ῥωμαίων ταμείῳ θήσει δισχίλια χρυσᾶ,
 καὶ χρηστῇ πατρίδι· Ἱεροπόλει χίλια χρυσᾶ.

Die Hauptzüge aus dem Leben des Abercius sind also durch unabweisbare Belege, durch eine Inschrift aus seiner Zeit erhärtet. Eine solche Bestätigung seiner Ansicht hatte Dom Pitra wohl nie erwartet.

In wieweit die Grabschrift des Abercius für die Echtheit der ganzen Legende zeugte, läßt sich nicht so leicht entscheiden. Sicher ist, daß Dom Pitra die Akten im großen und ganzen annahm und als er später in seinen *Analecta* nochmals auf diese Frage zu sprechen kam, seine Ansicht auch durch liturgische Beweisgründe zu bestätigen suchte. Es steht ferner fest, daß die Kritiker des 17. Jahrhunderts zu weit gegangen sind und daß die rein negative Kritik einer gemäßigten Richtung, wie sie durch Le Blant, de Rossi und Dom Pitra vertreten ist, das Feld räumen muß.

XIII. Kapitel.

Dom Pitra in Paris.

Während Dom Pitra auf seiner zweiten Reise nach England war, erreichten die französischen Katholiken die Lehrfreiheit für die Sekundarschulen. Das war ein Sieg, welchen sie nur ihrem einheitlichen Vorgehen zu verdanken hatten. Leider war dieser Erfolg nicht so vollständig wie man erwartet hatte, denn in Wirklichkeit hatte der Staat nach wie vor das Monopol des Unterrichtes. Dom Pitra sah ein, daß der Sieg zum größten Teil verloren gehe, wenn es den Katholiken nicht gelinge, die Freiheit der Kirche zu erlangen. Einige hervorragende Männer aber erklärten, größere Freiheit als der Entwurf des neuen Gesetzes biete, dürften die Katholiken füglich nicht verlangen. Die Meinungsverschiedenheit wird gewöhnlich als Grund der Spaltung unter den französischen Katholiken angegeben, aber der wahre Grund des katholischen Liberalismus in Frankreich datiert schon von früher her. Als La Mennais und de Maistre gegen die alten gallikanischen Bestrebungen auftraten, machte sich eine Gegenpartei unter den Bischöfen und Priestern geltend und die Katholiken teilten sich in zwei Lager. Vorübergehend konnte zwar eine Einigung erzielt werden, doch die entstandene Kluft schloß sich nicht mehr und jede Partei machte der andern gegenüber gewisse Vorbehalte. Im Laufe der Zeit änderte sich die Stellung, indem Männer wie Montalembert und Lacordaire sich zu den Gallikanern schlugen.

Schuld des Zwistes im eigenen Lager war nicht die Mehrzahl der Katholiken mit dem Univers, sondern Montalembert und Lacordaire mit ihrem Anhang, welche zum Teil das von Gregor XVI. verurteilte Programm des *Avenir* wiederaufnahmen. Montalembert und Dupanloup hatten zwar nicht das Programm der Gallikaner, aber von 1850 an gingen sie immer gemeinschaftlich mit demselben vor. Von dieser Zeit an war die Stellung für Dom Pitra gegeben. Wie Dom Guéranger, wollte auch er lieber seine Beziehungen zu diesen Männern abbrechen, als sich von der Kirche trennen. Vorher war er ihr Freund gewesen, von dieser Zeit an finden wir ihn bei deren Gegnern. Der Nuntius Fornari konnte zwar den Streit über die Unterrichtsfrage beilegen, aber die Einigung der Katholiken Frankreichs gelang ihm nicht; dies zeigte sich in der Frage über die heidnischen Klassiker.

Seit der Zeit der Renaissance hatte man die heidnischen Klassiker in den Schulen ausgiebig verwendet. Nun machte sich plötzlich eine andere Geistesrichtung bemerkbar. Mit Ungestüm griff man die heidnischen Klassiker an und sagte, dieselben

seien schon an sich schlecht und verderblich. Ja nach einigen waren die heidnischen Klassiker schuld an allen Übeln, welche die Menschheit seit dem 16. Jahrhundert heimgesucht haben.

„Der nagende Wurm der modernen Gesellschaften ist das Heidentum in der Erziehung. Die heidnischen Schriftsteller müssen in den Hintergrund treten; die christlichen sollen den Vorzug haben.“

Diese Behauptungen erbitterten die Gegner und diese erklärten, man solle gar nichts ändern, denn nur bei den heidnischen Auktoren könne man eine tadellose Formvollendung finden; die christlichen Schriftsteller hätten vielleicht höhere Gedanken und eine reinere Sittenlehre, aber literarischen Sinn und schöne Sprache könne man an denselben nicht lernen.

Dom Pitra konnte an keiner dieser beiden Richtungen Gefallen finden. Auf der einen Seite schien ihm das Lehrprogramm der Universität reformbedürftig, und er hielt es für ein Unrecht, die großen christlichen Schriftsteller ganz unberücksichtigt zu lassen. Auf der anderen Seite aber verurteilte er auch die heidnischen Klassiker nicht, fanden sie sich doch in Klosterbibliotheken neben der Bibel und den heiligen Vätern, und wären die meisten derselben nicht auf uns gekommen, wenn sie nicht irgend ein unbekannter Mönch abgeschrieben hätte. Dom Pitra erkannte sogleich die Gefahr, welche diese Streitfrage mit sich brachte, und er bedauerte sehr, daß sich der Univers so stark in dieselbe eingelassen hatte. Gaume's System in seinem *Ver rongeur* schien ihm der Grundlage zu entbehren, denn es gibt auch nicht eine kirchliche Bestimmung gegen die Klassiker. Gaume hat nach Dom Pitra's Ansicht noch mehr übertrieben als de Rancé, wenn der *Ver rongeur* recht hat, so hat man nichts mehr zu tun, als Mabillons „Abhandlung über die Studien“ zu verbrennen. „Die Rhetorik eines Aristoteles, die Poetik eines Horaz ist im Grunde nicht heidnischer als die Geometrie eines Euklid, die Medizin eines Hippokrates. Ist es nicht logischer und christlicher, dieses Erbe des Altertumes als Gemeingut zu betrachten und zu zeigen, daß die Kirche dieselben erhalten und mit Vorteil benützt hat?“ (Brief vom 6. Nov. 1851.)

Dom Pitra schrieb in dieser Frage einen Artikel in den *Ami de la Religion*. Zuerst erwähnte er in demselben die Studien der Kirchenväter, dem er sich 20 Jahre gewidmet hatte und erinnerte auch an die religiöse Literatur, welche er schon 1836 behandelt hatte. Dann fragte er nach der Grundlage der Erziehung und forderte, daß sie wesentlich christlich sei. Im Vorbeigehen wies er den Vorwurf zurück, als ob Jesuiten, Oratorianer und Benediktiner ihre Schüler heidnisch erzogen hätten. „Der Unterricht in den heidnischen Klassikern wird bei einem christlichen Lehrer christlich sein, während ein ungläubiger Lehrer bestrebt

sein kann den Glauben der Kinder abzuschwächen, wenn er einen Kirchenvater erklärt. Man muß deshalb nicht daran denken, die heidnischen Schriftsteller von der Erziehung auszuschließen; man kann ihnen sogar einen ansehnlichen Platz zuweisen, indem man in den für die Jugend bestimmten Ausgaben alles korrigiert, was die ihr schuldige Ehrfurcht verletzen könnte. Die Schönheiten, welche man in den Klassikern findet, sind nicht wesentlich heidnisch; das Schöne ist allgemein, ewig.“

Neben den heidnischen sollen aber auch die christlichen Schriftsteller gut vertreten sein. Dom Pitra urteilte also ganz, wie die kirchliche Behörde später entschied. Seine Ansicht ist für unsere Zeit nicht mehr neu, aber damals waren seine Gedanken neu und ganz geeignet Aufsehen zu erregen. Sogar unter seinen Freunden, den Redaktoren des *Univers*, waren nicht alle mit ihm einverstanden. Das hinderte ihn aber nicht ihnen ein treuer Freund zu bleiben, als sie von den Gallikanern heftig angefeindet wurden.

Außer diesen Unannehmlichkeiten wurde Dom Pitra noch von drückendern Sorgen gequält. Bald nach seiner zweiten Reise nach England war er wieder in Geldnot, denn er mußte stets darauf denken, die Gläubiger des Priorates St. German befriedigen zu können und seine Bettelreisen hatten wenig eingetragen. Als dann im Juli 1851 ein Breve zu Gunsten von Solesmes herauskam, faßte er neuen Mut. Doch es kamen auch neue Sorgen. Die Abtei Solesmes war in einen Prozeß verwickelt worden und mußte, als sie denselben verlor, eine bedeutende Summe bezahlen. Dom Pitra stand dieser Angelegenheit zwar ferne, aber in seiner Hingebung für Abt und Mitbrüder griff er wieder zum Wanderstabe, um ihnen Hilfe zu bringen. Im Dienste der ganzen Kongregation und beständigem Studium rieb er seine Kräfte fast auf und fühlte sich sehr beunruhigt wegen seiner Zerstreungen beim Gebete. Dom Pitra beklagte sich darüber in den Briefen an Dom Guéranger in aller Demut und bat ihn um diesbezügliche Räte.

Um die Geschäfte seiner Kongregation zu besorgen, war er wiederholt genötigt, längere Zeit in Paris zu bleiben. Dann war er regelmäßig im Seminar vom heiligen Geiste, wo ihm stets eine Zelle reserviert war. Gewissenhaft befolgte er die Hausordnung des Seminars und erbaute alle durch seine Frömmigkeit, Arbeitsamkeit und Strenge gegen sich selbst. Dasselbst traf er auch mehrere berühmte Männer, den Kanonisten Bouix, Rohrbacher und Blanc, welche über Kirchengeschichte geschrieben haben, und sogar den durch den *Ver rongeur* berühmt gewordenen Gaume. Das Zentrum dieser Gelehrten aber bildete der Assistent des Ordensgenerales der Kongregation vom hl. Geiste, P. Mathurin Gaultier, welcher die reichhaltigste Bibliothek über die galli-

kanische Frage besaß. Er übte einen sehr großen Einfluß auf die katholischen Buchhändler aus und wurde oft zu Rate gezogen. Dom Pitra verkehrte mit ihm sehr gerne und zog großen Vorteil aus seinem Umgange.

Bei seinem Aufenthalte im Seminar an der Poststraße lernte Dom Pitra auch den Pater Libermann kennen. Es war dies der Stifter der Kongregation vom heiligsten Herzen Mariä, welche im Jahre 1845 mit jener vom heiligen Geiste vereinigt wurde.

Nach dessen Tod öffnete man unserem gelehrten Benediktiner das Archiv des Hauses und er schrieb nach dessen Briefen und Schriften, sowie nach den Erinnerungen der ersten Gefährten das Lebensbild dieses heiligmäßigen Mannes. Über den Wert und die Bedeutung dieser Biographie gibt es nichts Zuverlässigeres als das Urteil des Pater Schwindenhammer, welcher Libermanns Nachfolger als Generaloberer war.

„Dieses Leben unseres heiligen Stifters ist nach der Ansicht aller ein wahrer Schatz für unser Institut, welches nie aufhören wird, dessen Verfasser zu seinen größten Wohltätern zu zählen. Es wird erstrahlen lassen die Heiligkeit dieses demütigen Juden, den die Gnade wie den heiligen Paulus so wunderbar zu einem neuen Menschen umgestaltet hat; es wird zeigen, daß die Kirche immer noch fruchtbar an Heiligen, jenen wahren Helden der Humanität ist. Es wird allen, vorab den Priestern, den Seelenführern und den jungen Schülern des Heiligtumes ein vollendetes Muster nicht nur zum Bewundern sondern zum Nachahmen darbieten. . . . Das Verdienst dieser wertvollen Ergebnisse kommt natürlich dem Verfasser dieses Lebens zu.“ (Brief an Kardinal Pitra vom 8. Dezember 1872.)

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Congregatio Hispano-Benedictina alias Sancti Benedicti Vallisoleti.

Auctore D. Fausto Curiel, O. S. B. Hispano-Casinensi P. O.

(Continuatio ad fasc. III./IV. 1907. pg. 541—549.)

Caput IV.

Brevis notitia Monasteriorum Congregationis Vallisoletanae.

Etsi praecipuum scopum nostrum tribus prioribus capitibus adimpletum fuerit, ad plenioram tamen Congregationis Vallisoletanae cognitionem addemus et alterum, quo brevem Monasteriorum ejusdem historiam trademus, sicut in praefatione hujusce laboris promissimus. Haec Monasteria, ut supra quoque adnotavimus, erant